

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Der Oldenburgische Volksfreund

Oldenburg

No. 23, 21. März 1849

urn:nbn:de:gbv:45:1-4866

Der

Oldenburgische Volksfreund.

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Erster Jahrgang.

Erscheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, jedesmal einen halben Bogen stark. — Preis für das Quartal 18 Grote, durch die Post bezogen 24 Grote Courant. — Bestellungen werden von allen Postämtern, so wie von der Verlagshandlung angenommen.

Warum sollen wir nur Theologen zu Predigern wählen?

Ist es durchaus nothwendig, daß unsere Prediger Latein, Griechisch oder gar Hebräisch verstehen, daß sie Dogmatik, Kirchengeschichte, Moral, und am Ende noch Philosophie studirt haben, um in der Gemeinde als Pastoren mit Erfolg wirken zu können? Die Gemeinde verlangt ja keine Gelehrte, die ihre eigene Weisheit vortragen, sie bedarf ja Prediger, die mit Eifer und Liebe das Wort Gottes predigen und ausüben, sittlich-religiöse Männer, die „vom Herzen zum Herzen sprechen.“

Solche und ähnliche Reden hört man in unserer kritisirenden und reformirenden Zeit von verschiedenen Seiten äußern; — und wir müssen gestehen, es liegt etwas Wahres in diesem Raisonnement. Die erste Forderung, die wir an Jeden stellen müssen, der sich irgend einem Berufe widmet, ist die, daß er ein sittlich tüchtiger Mensch sei. Ohne Wahrheit, ohne Liebe zu dem erwählten Berufe, ohne Treue und Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Berufspflichten ist auch der technisch oder wissenschaftlich Befähigste in keinem Stande etwas nütze; sei er nun Staatsmann, Richter, Arzt oder Geistlicher; und namentlich bei letzterem kommt die Persönlichkeit noch besonders in Erwägung, weil Religion und Sittlichkeit auf's engste mit einander verbunden sind. — Von diesem, für sich betrachtet, ganz richtigen Grundsatz hat sich vor einigen Jahren auch das preussische Ministerium Eichhorn leiten lassen, indem es seinen Unterbehörden auftrug, bei der Besetzung von Predigerstellen mehr auf die Frömmigkeit und den sittlichen Lebenswandel der Candidaten, als auf die wissenschaftliche Bildung derselben

Rücksicht zu nehmen. Ebenso eröffnete es damals alten gebienten Unterofficieren die Aussicht auf Schullehrerstellen, indem es der Ueberzeugung lebte, daß nicht sowohl wissenschaftliche, als sittlich-religiöse Bildung den Volksschullehrer für sein Amt befähigten. Und gewiß, wie beim Geistlichen so ist auch beim Lehrer der Character, die Persönlichkeit von der höchsten Bedeutung; namentlich beim Volksschullehrer, der vorzugsweise formale bilden und erziehen soll. Besitzt der Lehrer keinen tüchtigen Character, ist er ein Pedant, ein Schwachmatikus, oder ein Heuchler, ein schlechter Kerl — so helfen ihm alle seine positiven Kenntnisse, seine Methodik, seine Pädagogik, seine Psychologie ic. nichts! — Wer dürfte nun läugnen, daß ein gebienter Unterofficier (mit der Bildung, wie sie jetzt von diesem Stande gefordert wird), ein Unterofficier, der vermöge seiner Stellung an Zucht und Ordnung gewöhnt ist, der das Leben kennen gelernt und einen männlichen Character sich erworben hat (dazu vielleicht selbst Familie besitzt); — ich sage, wer dürfte läugnen, daß ein solcher Mann vielleicht oft wohlthätiger auf die Bildung und Erziehung der Jugend einwirken könne, als ein junger Lehrer, der eben aus dem Seminar in die Schule eintritt, und, ohne das Leben und die Menschen practisch zu kennen, sich anschickt, Menschen für das Leben zu bilden; oder selbst besser als ein alter Lehrer, der die Lust zu seinem Berufe verloren hat, oder dem überhaupt die sittlichen Eigenschaften abgehen, die von einem Lehrer gefordert werden? Mit dem Wissen allein ist allerdings, das müssen wir zugeben, Nichts gethan; und unsere Zeit hat ganz Recht, wenn sie nicht mehr wie früher, allen Werth auf die gelehrte wissenschaftliche Bildung legt, sondern vor allem den inneren Kern, die Sittlichkeit, den Character des Menschen ins Auge faßt.

Aber, fragt es sich, ist hiemit Alles erschöpft; hat Lessing andererseits nicht auch Recht, wenn er Minna von Barnhelm sagen läßt: es ist doch betrübt wenig, wenn man weiter nichts ist, als ein guter Mensch? — Wie die Würdigkeit zu irgend einem Berufe durch die sittliche, so wird sie zweitens nothwendig auch durch die technisch-wissenschaftliche Bildung des Individuums bedingt, — und hier ist die Klippe, an der so viele noch so edle Bestrebungen unserer Zeit gescheitert sind, weil man dem Wahne huldigte, Wissenschaft und Kunst seien ganz wegzuworfen, weil sie immer ihre Mängel gehabt und oft auf Abwege geleitet hätten. — Es würde zu weit führen, wollte ich hier die Würde der Wissenschaft und ihre Bedeutung für das Leben weitläufig auseinandersetzen. Ich will gerne zugeben, daß die Wissenschaft vom Leben getrennt, nicht nur kein Heil bringe; sondern daß sie oft geradezu positives Unheil gestiftet habe; durch ihre medicinische, wie theologische und politische Systeme und Doctrinen. — Aber das ist auch meine feste Ueberzeugung: die Wissenschaft aufgeben, heißt nichts weiter, als die Erfahrung der Jahrtausende wegworfen, dies Fundament, auf dem wir stehen, und an dem wir weiter bauen, niederreißen und — wieder von vorne anfangen.

Das vergangene Jahr 1848 hat uns in dieser Beziehung manche gute Lehre gegeben; es hat uns z. B. recht deutlich gezeigt, daß zum Kriegführen nicht nur guter Wille und Tapferkeit hinreichen; sondern daß das Kriegführen auch eine Wissenschaft oder Kunst sei, die erlernt werden müsse. — Wir haben ferner in diesem Jahre vielfache Gelegenheit gehabt zu erkennen, wie Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande allerdings sehr wünschenswerth, ja nothwendige Eigenschaften für einen Staatsmann seien, aber wir haben auch gesehen, daß mit ihnen allein ohne gründliches Wissen, ohne tüchtige positive Kenntnisse — wenig, oder nur Verkehrtes auszurichten sei. — Aehnlich wie mit der Politik, der Kriegskunst, verhält es sich mit den andern Wissenschaften, mit der Medicin, der Rechtsgelehrsamkeit u. Welche bittere Bitterkeit hat man gegen letztere in neuer Zeit, zum Theil wohl nicht mit Unrecht, erhoben; aber dennoch können wir sie nicht entbehren. Geben wir die Medicin, die Rechtsgelehrsamkeit, als Wissenschaft auf, so haben wir in demselben Augenblicke an ihrer Stelle die Quacksalberei und Rabulistik. Denn man wähne ja nicht, daß mit dem Verfall oder vielmehr mit der Abneigung gegen die positive Wissenschaft ein innigeres, festeres Anschließen an die Natur und das Leben, Hand in Hand gehen werde. — Nein, so sehr man auch die Wissenschaft, die Gelehrsamkeit als etwas Thörichtes oder Un-

nützes verdammen mag; — das Denken kann man sich doch nicht abgewöhnen; und bildet sich auch der Quacksalber und Winkeladvocat (der da prahlt rein nach der Natur zu curiren und zu richten), unwillkürlich eine Menge Theorien, Regeln, baut von Neuem ein ganzes System in seinem Kopfe auf, das sich von dem Systeme der Wissenschaft nur dadurch unterscheidet, daß es noch mangelhafter und unsinniger ist, weil es eben alles tiefern Grundes entbehrt. — Das Gesagte gilt ebenfalls von der Theologie. Ich bin gar nicht blind gegen ihre Fehler und Sünden; aber ich weiß auch, daß der Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebt. Es fragt sich jedoch, ob die Religion, die es ja vor Allem mit dem Gefühle zu thun hat, nicht eine Ausnahme von der oben aufgestellten Regel mache, ob für sie nicht eine besondere Wissenschaft, eine Theologie unnöthig sei? — Wir verneinen diese Frage unbedingt. Besteht die Religion nicht bloß in äußerlichem Ceremonienwesen, oder in dumpfem Gefühlleben, ist sie wirklich etwas Wahres und Heiliges im menschlichen Geiste, — so kann und muß sie auch Gegenstand unsers Denkens sein, so müssen wir ihrer bewußt werden können, und das geschieht eben in der höchsten Potenz, durch die Wissenschaft. — Da ferner die christliche Religion eine positive Religion ist, die historisch entstanden ist und historisch sich entwickelt hat, so können wir die Wissenschaften (die sprachlichen, wie die historischen) auch aus dem Grunde nicht entbehren, weil wir ohne sie weder zu einem gründlichen Verständniß der Quellen (der Bibel), noch der Entwicklungen (der bestehenden Kirche, Secten u.) gelangen. Nun gut, wird man mir entgegnen, so möge die Theologie denn als Wissenschaft fortbestehen; aber der Prediger ist ja kein Professor, die Kanzel kein Katheder. Soll denn jeder Pastor eine gelehrte theologische Bildung besitzen und warum? Wir müssen diese Forderung allerdings an den Pastor stellen, freilich braucht er kein gelehrter Professor zu sein, aber er soll das Christenthum nach seinen Quellen und in seinen kirchlichen Entwicklungen selbstständig studirt haben, damit er sich seines Glaubens bewußt werden könne, damit er lerne Falsches vom Wahren zu unterscheiden, damit er endlich die gegenwärtige Lage der Kirche zu begreifen und soweit an ihm ist, ihr Wohl zu fördern verstehe. Denn der Geistliche ist allerdings Diener der Kirche, aber zugleich auch Lehrer derselben, und als solcher muß er die Religion und das Wissen von derselben, noch ganz anders, als jeder Laie, zur Aufgabe seines Lebens machen. Namentlich in unserer Zeit, wo die evangelische Kirche weiter entwickelt und fortgebildet werden soll, ist es von der größten Wichtigkeit, daß die Prediger selbst entwickelt und ge-

bildet sind, denn nur so wird es gelingen, daß die Fortschritte unserer neuen Zeit in Kunst und Wissenschaft nicht nur der Theologie, sondern auch der Kirche zu Nutzen kommen. — Darum einen Satz: Mag die Wahl der Geistlichen noch so frei gestellt werden, so darf doch die Beschränkung derselben auf wissenschaftlich (theologisch) gebildete Candidaten nie aufgehoben werden.

Wenn freilich sich Secten bilden sollten, denen diese Beschränkung nicht genehm wäre, die vielleicht, wie die Quäker, gar keine Geistlichen haben wollten, — so müßte ihnen allerdings gemäß unsers Grundsatzes der Religionsfreiheit, ihre Freiheit durchaus nicht verkümmert werden, — aber ich wollte hier nicht davon sprechen, wie vielleicht im Laufe der Zeit die Wahl der Prediger sich gestalten würde, sondern davon, was mir in dieser Beziehung vernünftig schien.

Characteristik großer Volksredner.

I.

Es giebt 4 große Männer im großen deutschen Vaterlande, die das Vertrauen des Volkes im hohen Grade besitzen und dasselbe verdienen. Von ihren Thaten wissen wir wenig; — desto mehr von ihren Reden. Möge das Volk sie in dieser ihrer Größe immer mehr erkennen und schätzen lernen! Möge der Versuch, den wir hier wagen, jene Redner zu characterisiren, dazu beitragen, ihren Ruhm zu erhöhen, des Volkes Vertrauen zu befestigen! —

Der erste von den 4 Rednern gehört zu der Classe der heroischen, erhabenen Redner. Schon sein Auftreten hat etwas Großartiges, Imponirendes. Mit zwei bis drei gewaltigen Schritten tritt er fest auf die Rednerbühne hin, seine Wangen glühen, seine Brust wogt heftig auf und nieder unter der Last der Gefühle, sein Auge flammt und schaut durchdringend in dem Kreise der Zuhörer umher — lautlose Stille herrscht unter diesen — plötzlich fährt wie ein Blitzstrahl das gewaltige Wort des Redners (in dem höchsten Tone der Stimme mehr herausgestoßen, als gesprochen), zündend in die Herzen der Menge hinein. Die Rede hält sich dann beständig auf dieser Höhe der Begeisterung, der Ausdruck bleibt immer erhaben, keine gewöhnliche Redensart und Wendung schleicht sich ein, alle sind geistreich und gesucht, die Bilder und Gleichnisse neu und zum Theil so großartig, daß man sie kaum noch deuten und verstehen kann. Mir ist beim Anhören dieser Reden

immer zu Muthe gewesen, als wäre ich in einen schönen Traume versunken; ja wenn ich mich so ganz in die herrlichen Worte hineinversteckte, und dabei den Redner ansah, so kam er mir gar nicht mehr wie ein gewöhnlicher Mensch vor, sondern wie ein Mann, der allen Boden dieser gemeinen Erde unter seinen Füßen verloren hat, der in der Luft schwebt, oder auf dem Seile tanzt, oder auf Stelzen spazieren geht. Erst wenn die Rede endete und das erschütternde Bravo der Menge ertönte, gelangte ich wieder zur Besinnung und erkannte, daß der Mann des Volkes doch auch Fleisch und Blut habe, wie wir, daß er doch auch mit den Füßen auf dem Boden dieser gemeinen Wirklichkeit stehe. Was den Inhalt der Rede betrifft, den Stoff, den der Redner vorzugsweise behandelt, so können wir hierüber nichts Einzelnes angeben, wir haben den Redner über Alles sprechen hören. Der 2te Redner hat viel Aehnlichkeit mit dem ersten; auch seine Redeweise liebt das Heroische und Erhabene. Großartig ist er besonders im Gebrauch der Schlagwörter. Wie die Frommen ihre Reden mit Bibelsprüchen, so weiß er die seinigen auf's lieblichste mit Hegelschen und demokratischen Floskeln auszumücken, oder, richtiger gesprochen, daraus zusammenzusetzen. An Kraft der Stimme, wenn auch nicht an Gedankenfülle, übertrifft er noch den ersten Redner. Das Repertorium seines Redens ist unbegrenzt: auch er kann über Alles sprechen.

Der 3te Redner erreicht nicht den hohen Flug der eben genannten Herren. Als ein einfacher, schlichter Landmann spricht er mehr in einem volksthümlichen gemüthlichen Tone. Seine Reden haben etwas von jungfräulicher Bescheidenheit und Schüchternheit; diese gehen aber nicht so weit, daß sie den Redner in seinem edlen Streben zurückhalten oder stutzig machen sollten, ebenfalls über Alles zu sprechen. Der 4te gehört zu den sentimental elegischen Rednern. Seine Stimme ist nicht stark, aber bekommt durch den eigenthümlichen Ton etwas ungemein Rührendes und Mitleid Erweckendes. Durch alle seine Reden geht ein wehmüthiger Zug hindurch, düstere Ahnungen, bitterer Schmerz über den Fall der Freiheit lassen den Redner für gewöhnlich nicht zum freien, freudigen Aufschwunge gelangen. Aber wenn es der Democratie oder dem absoluten Veto gilt; dann wird das Feuer seiner Rede ganz unauslöschlich, seine Begeisterung wahrhaft hinreißend. Worüber der Redner zu sprechen verstehe, brauchen wir wohl nicht erst zu fragen: ein gesunder Volksfinn, ein demokratisches Gemüth, frei von dem Wust der Wissenschaft, kann über Alles urtheilen.

+++

Das Glaubensbekenntniß der Protestanten.

Ist es denn wahr, daß die Nationalsynode Deutschlands allein berechtigt ist, das Glaubensbekenntniß der Protestanten abzuändern, wie dies in den beiden letzten Nummern der Synodalblätter behauptet wird? Ich glaube es nicht, und halte vielmehr jede Gemeinde hiezu befugt. Liebt der Staat nämlich die ihm durch die Reformation eingeräumte kirchliche Stellung auf, dann fallen alle vom Staate eingeführten Kircheneinrichtungen weg, und die Gemeinden allein bleiben übrig. Diese treten dann in die Selbstständigkeit ein, die den Gemeinden zur Zeit des Urchristenthums zugestanden haben. Der Gemeinde steht dann das Recht zu, die gottesdienstlichen Gebräuche festzustellen, und folgerichtig auch, zu bestimmen, ob bei dem Gottesdienste ein Glaubensbekenntniß gebraucht, oder wie dasselbe festgestellt werden soll.

Schlimm wird es denn aber mit den Mysterien der Kirche stehen, mit welchen, nach einer andern Mittheilung in den Synodalblättern der Geistliche sich waffnen soll, um den verlorenen Einfluß auf die Gemeindeglieder wieder zu erlangen.

Noch ein Wort über die Revolution in Wien während der Octobertage.

Der Fall Wiens, der zu seiner Zeit in den Zeitungen und Volksversammlungen (auch hier bekanntlich) Gegenstand einer oft leidenschaftlich geführten Besprechung war, ist in dem Strudel der folgenden Ereignisse fast schon vergessen worden. Der Zufall spielte mir neulich ein Tagebuch in die Hände, das von einem Manne geführt ist, der während jener Belagerung in Wien sich aufhielt. Dieser ist Berthold Auerbach, der bekannte Verfasser der reizenden Dorfgeschichten. Sein Urtheil ist um so mehr von Bedeutung, als er ein persönlicher Freund und Bekannter der Männer war und ist, die damals an der Spitze der Bewegung standen, Schuselka, R. Blum, Messenhauser, Zellmeck u. A. Er spricht in der Vorrede sich dahin aus, daß die Verwirrung und momentane Niederlage in den edelsten vaterländischen und Freiheitsbestrebungen wesentlich davon her kam, daß die unmittelbare Belehrung und Leitung des Volkes so vielfach unreifen und unreinen Charakteren überlassen war.

„Zu meinem tiefen Schmerze bemerkte ich, daß auch hier keine ältere angeessene Bürger in den ersten Reihen der Demokratie zu finden waren. Es waren meist jüngere Leute, Doctoren, Studenten. Es schmerzt mich, dies Geständniß zu machen, aber die Wahrheit über Alles. Hier wie anderwärts, klammert sich das Bürgerthum, der eigentliche Kern des Volkes, an die konstitutionelle Monarchie und perhorrescirt die Republik, nicht aus Liebe zu dem Fürsten, sondern aus Furcht vor der Demokratie und einzelnen Vertretern derselben; nicht aus Anhänglichkeit an das Bestehende, sondern aus Angst vor dem, was nachkommen soll. Ueberall sind maul-

fertige Menschen von verlornen Stellung unter die Demokraten gegangen, und das schreckt nothwendig den Bürgersmann. Ich weiß wohl, ein Tugendrigorismus ist in der Politik unstatthaft, aber wenn die Demokratie unterliegt, kommt es vornehmlich daher, daß man es unreinen Händen überlassen hat, die heilige Sache der Volksfreiheit an sich zu reißen, und daß jene Menschen in verlornen Stellung, eben weil sie bereit sind jeden Augenblick Alles daran zu setzen, die Massen aufstachelten und sie zum Schreckbilde für das Bürgerthum machten. — Die Frankfurter Ankömmlinge wollten mir nicht glauben, daß die Bewegung hier weder eine republikanische, noch streng genommen, eine national-deutsche war. Man lernt in unsern Tagen bald davon absehen, seine Ueberzeugung Anderen einzulösen. Jeder hört nur, was er hören will.“
S. 117—118.

Die andere Stelle betrifft R. Blum.

„Wir trafen R. Blum mitten in seiner Rede (in der Aula), der Saal war nicht ganz gefüllt und in den Versammelten war nichts von jener momentanen feierlichen Gehobenheit zu bemerken, die ein mächtiges Wort anzufachen vermag. Es that mir leid, daß R. Blum sich mißbrauchen ließ, und von Menschen, die mit ihm prunkten, sich dazu her gab, den Wienern zu zeigen, wie er zu reden verstehe. Und in dieser Rede war auch gar nichts, in dem der Wiederschein einer augenblicklichen Entflammung sich kund gab. Mit der an R. Blum bekannten Sicherheit des Ausdrucks, mit seiner ruhigen Herrschaft über langathmige Perioden setzte er die alten Sünden der dynastischen Partei auseinander. Einen Terrorismus, den man gegen die innern Feinde üben müsse, deutete er nur leise an und ließ es unentschieden, ob die innern Feinde bloß die Stimmungen im eignen Herzen oder Personen seien. Vielfache Hochs unterbrachen den Redner bei Kraftausdrücken und geschickten Wendungen.“
S. 166.

M u s i k.

Wir freuen uns die Anzeige machen zu können, daß — wenn nicht Umstände hindernd dazwischen treten — am Freitag, den 23. März, im Saale des Casino, ächte, gesunde Musik zu Gehör kommen wird.

Streichquartett von Haydn. — Trio für Violine, Violoncell und Klavier, Es dur Op. 100 von Franz Schubert. — Großes Trio für die ebengenannten Instrumente von Beethoven. — Unser in N^o 20 dieser Blätter ausgesprochener Wunsch, solche Musikaufführungen zu wiederholen, erfüllt sich also und indem wir den Unternehmern für ihre Bereitwilligkeit im Voraus danken, wünschen wir ihrem Streben den besten Erfolg.
H.

K i r c h e n n a c h r i c h t.

Am Freitage, den 23. März.

5. Fasten: Predigt: Herr Pastor Greverus. Anf. 9½ Uhr.

Der

Oldenburgische Volksfreund.

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Erster Jahrgang.

Er scheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, jedesmal einen halben Bogen stark. — Preis für das Quartal 18 Grote, durch die Post bezogen 24 Grote Courant. — Bestellungen werden von allen Postämtern, so wie von der Verlags-Handlung angenommen.

Einiges aus Guizot's Werke über die Demokratie.

(Fortsetzung.)

III. Capitel.

Ueber die demokratische Republik.

Nur voll Achtung werde ich von der republikanischen Regierung reden. Sie ist an sich eine sehr edle Regierungsform. Sie hat große Tugenden erweckt, und dem Schicksal, dem Ruhm großer Völker vorgestanden.

Aber die republikanische Regierung hat denselben Beruf, dieselben Pflichten, wie jede andere. Auf ihren Namen hin kann sie weder Nachsicht, noch irgend ein Vorrecht beanspruchen. Sie muß den dauernden, wie augenblicklichen Bedürfnissen der Gesellschaft abhelfen, die zu regieren sie berufen ist.

Das dauernde Bedürfniß jeder Gesellschaft, das erste des jetzigen Frankreichs, ist das des Friedens im Schooße der Gesellschaft selbst.

Man spricht viel von Einigkeit und socialer Brüderlichkeit. Erhabene Begriffe, welche zu Thatfachen werden müssen, aber uns nicht die Thatfachen vergessen lassen dürfen. Nichts verdirbt die Völker sicherer, als wenn sie Worte und den Anschein für die Wahrheit nehmen. Während die Worte: Einigkeit und sociale Brüderlichkeit unter uns erschallen, lärmt zugleich der sociale Krieg; theils schon ausgebrochen, theils den Ausbruch drohend; ebenso schrecklich durch die schon verursachten Uebel, als durch die, welche er voraussehen läßt.

Ich will diese so schmerzhaften Wunde nicht nachdrücklicher berühren, aber befühlten und sondiren muß man sie, um sie zu heilen. Es ist eine alte Wunde. Der

Kampf der verschiedenen Classen der Gesellschaft erfüllt unsre Geschichte. Die Revolution von 1789 war der allgemeinste und kräftigste Ausbruch derselben. Adel und dritter Stand, Aristokratie und Demokratie, Bürger und Arbeiter, Besitzende und Proletarier; so viel Formen, so viel auch der verschiedenen Gestaltungen des socialen Kampfes, unter dem wir schon so lange dulden. Und in dem Augenblick, wo wir uns rühmen den Gipfelpunkt der Civilisation erreicht zu haben, beim Schall der humansten Reden, die dem Munde des Menschen nur entfließen können, da bricht dieser Kampf heftiger und wilder, wie je, von Neuem aus.

Dies ist eine Geißel, ein Schimpf, den unsre Zeit nicht ertragen kann. Innerer Frieden, Frieden zwischen allen Classen der Bürger, der sociale Frieden, das ist Frankreichs höchstes Bedürfniß, das Heil bringende Wort.

Wird die demokratische Republik uns diesen Frieden geben?

Ihr erstes Auftreten verspricht in dieser Hinsicht nicht eben viel. Kaum entstanden erlag sie dem Bürgerkriege, oder rief ihn hervor. Das ist ein großes Unglück für sie. Es fällt den Regierungen schwer, sich von den Zuständen, die ihre Wiege waren, frei zu machen. Wird es der demokratischen Republik gelingen? wird sie mit der Zeit den socialen Frieden herzustellen vermögen?

Eins fällt mir dabei auf, und beunruhigt mich sehr. Es ist der Eifer, mit dem die Republik sich ausdrücklich und amtlich eine demokratische genannt hat.

Die Vereinigten Staaten von Amerika sind in dieser Welt das Muster einer Republik und Demokratie. Haben sie jemals daran gedacht, sich demokratische Republik zu benennen?

Es wundert mich gar nicht, daß es ihnen nicht